

Wege zur Sache des Denkens. Schopenhauers Konzept des Selbstdenkens und die Einstellungsänderung in der Phänomenologie

Damir Smiljanić

1 Schopenhauer und die Phänomenologen: Auf dem Weg zur selben Sache?

Auf den ersten Blick scheint der Vergleich zwischen der Philosophie Arthur Schopenhauers und der Phänomenologie ein unmögliches Unterfangen zu sein. Es scheint nämlich, dass sich hier zwei unvergleichbare Größen gegenüberstehen. Auf der einen Seite haben wir den »Weltanschauungsphilosophen« *par excellence*, der dem neuzeitlichen Rationalismus den Rücken zukehrt und im irrationalen Prinzip des Willens einen neuen Ausgangspunkt für die philosophische Reflexion findet, einen pessimistischen Metaphysiker, der im Philosophieren eine Art Anleitung zur Lebenserlösung sieht, und einen unangepassten Querdenker, welcher für die akademische Philosophie seiner »Jetztzeit« (wie er selbst ironisch zu sagen pflegte) nur Hohn und Spott übrig hat und der der Idee einer solidarischen Philosophengemeinschaft skeptisch gegenübersteht. Auf der anderen Seite sehen wir mit der Phänomenologie – vor allem in jener Form, welche ihrem Begründer Edmund Husserl vorgeschwebt hat – ein Denken am Werke, welches den Relativismus der Weltanschauungen ablehnt und stattdessen, auf den Richtlinien einer streng methodischen Gedankenführung bestehend, in immer neuen Anläufen versucht, die Philosophie als eine »strenge Wissenschaft« zu gestalten, zu deren Etablierung künftige Forschergenerationen durch ihre selbstlose und akribische Arbeit an den Phänomenen ihren Beitrag leisten werden. Ich wiederhole: *Auf den ersten Blick* scheint ein fruchtbarer Vergleich dieser Philosophien ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. Aber ein zweiter, tieferer Blick könnte ein ganz anderes Bild entdecken.

Obwohl Schopenhauer und die Phänomenologen weit auseinander zu gehen scheinen, wenn es um die Bestimmung des Status der Philosophie als einer Disziplin geht (für Schopenhauer ist sie Weltanschauung, für die Phänomenologen soll sie eine strenge Wissenschaft werden), gibt es zwischen ihnen eine grundsätzliche Übereinstimmung, wenn es um die Bestimmung des sachbezogenen Charakters des philosophischen Denkens geht. Goethes Diktum, man suche nur nichts hinter den Phänomenen – sie selbst seien die Lehre,¹ könnten beide Parteien als Forschungsdirektive ausgeben. Sowohl Schopenhauer als auch die Phänomenologen fordern vom Denken des Philosophen, selbstständig zu sein, sich an der Sache (sprich: den Phänomenen), statt an den bereits vertretenen Meinungen zu orientieren, von den jeweils aktuellen Problemen Impulse für die Denkarbeit zu beziehen und nicht in der bloß geschichtlichen Exegese philosophischer Aussagen stecken zu bleiben. Das Denken im Zeichen der Sacherkenntnis ist das Ideal, welches sowohl Schopenhauer, dem weltabgewandten Individualisten, als auch Husserl, dem Befürworter der gemeinschaftlichen Begriffsarbeit an den Phänomenen, vor Augen schwebt. Der vorliegende Beitrag soll auf diese Verwandtschaft beider Denkweisen hinweisen,

1 Vgl. Johann Wolfgang von Goethe: *Maximen und Reflexionen*, S. 93.

ohne die Differenzen zu unterschlagen. Wenngleich sich sowohl Schopenhauer als auch Husserl (stellvertretend für die Phänomenologie) für das ›Selbstdenken‹ als Denken der Sache einsetzen, ist das ›Selbst‹ in verschiedener Weise akzentuiert – bei Schopenhauer bestätigt sich das Selbst beim Denken der Sache, bei Husserl verschwindet das Selbst im (oder hinter) dem sachbezogenen Denken. Der Ausdruck ›Selbstdenken‹ hat hier und dort einen unterschiedlichen Sinn.

Man könnte den noch zu klärenden Sachverhalt folgendermaßen ausdrücken: Beide – Schopenhauer wie Husserl qua Phänomenologe – teilen dieselbe Einstellung, aber mit unterschiedlichem Schwerpunkt. Die Denker gehen hier nicht im Hinblick auf das *Was* (die Sache) auseinander, sondern hinsichtlich des *Wie*. Ist es letztlich nicht eine Frage des Unterschieds im *Temperament*? Der Rückgriff auf den Begriff des Temperaments soll nicht die Folge der Akzeptanz eines vulgären Psychologismus sein, wonach das Temperament direkt auf die Tätigkeit des Philosophen Einfluss ausübt. Während die Phänomenologie auf der Trennung von Sacherforschung und persönlichem Temperament des Forschers insistiert hat (den Einstellungswechsel in der Phänomenologie kann man auf diese Art und Weise deuten: sich zurücknehmen, damit man die Sache zur Sprache kommen lässt), schlägt Schopenhauers Philosophie den umgekehrten Weg ein: Indem man sich der Sache hingibt, bestätigt man sich selbst im Denken. Die Phänomenologen wollen leidenschaftslos die Sache denken – Schopenhauer hingegen fordert vom Philosophen leidenschaftliches Sachdenken. Phänomenologisches Denken soll die Leidenschaften ausschalten, Schopenhauers Denken will sie gerade durch sich selbst bestätigen.

2 Schopenhauers Konzept des Selbstdenkens

Schopenhauer hat sich seit seinen schriftstellerischen Anfängen als Märtyrer der Wahrheit stilisiert, dessen Philosophie laut eigenem Bekunden erst in der fernen Zukunft auf Verständnis und Anerkennung stoßen werde.² Er hat sein Hauptwerk *Die Welt als Wille und Vorstellung* als einmaliges Ereignis verstanden, sogar offen, wie seine Korrespondenz mit dem Verleger Brockhaus zeigt, als ein Werk allerhöchsten Ranges, das eine neue Weltsicht präsentiert.³ Es kommt keineswegs darauf an, dass in Zukunft sein mit diesem Werk vorgelegtes System weiter bearbeitet, ergänzt und vervollkommen wird – mit ihm selbst ist alles gesagt, auch seine späteren Schriften hat Schopenhauer nur als »Beiwerk« und »Ergänzungen« begriffen. Selten war jemand in der Philosophiegeschichte so von der Abgerundetheit und formalen Einheit seines Werks überzeugt wie der exzentrische Willensmetaphysiker. Ein derart als originell und originär erachtetes Werk konnte nach der Selbsteinschätzung seines Schöpfers nur einem absolut selbstständigen und in der Sa-

2 Schopenhauer war sogar nicht abgeneigt, eine Art Verschwörung gegenüber seiner Philosophie zu wittern, wie einzelne Passagen aus seinem Werk zeigen (vgl. W I (ZA), S. 26 (Vorrede zur dritten Auflage)).

3 Vgl. als Dokument dieses Gedankenaustauschs Ludger Lütkehaus (Hg.): *Das Buch als Wille und Vorstellung*. Der junge Schopenhauer strotzt vor Selbstbewusstsein: »Mein Werk ist [...] ein neues philosophisches System: aber neu im ganzen Sinn des Worts: nicht neue Darstellung des schon Vorhandenen: sondern eine im höchsten Grade zusammenhangende Gedankenreihe, die bisher noch nie in irgend eines Menschen Kopf gekommen. Das Buch [...] wird, meiner festen Ueberzeugung nach, eines von denen seyn, welches nachher die Quelle und der Anlaß von hundert andern Büchern werden.« (Ebd., S. 25.)

che aufgehenden Denken zu verdanken sein. So braucht man sich nicht zu wundern, dass auch die Methodologie bei Schopenhauer unter dem Vorzeichen der Selbstständigkeit, letztlich im Zeichen seines eigenen Selbst, stehen wird. Das Programm seiner Philosophie lautet: Erlösung des Daseins durch Selbsterkenntnis, sein Werkzeug zur Ausführung der Aufgabe: *Selbstdenken*.

Sowohl Schopenhauer als auch Husserl (stellvertretend für die Phänomenologie) zehren vom Gedanken des *Ursprünglichen*. Beiden schwebt als Ideal jenes Denken vor, das sich gänzlich der Sache hingibt. Sie sehen originäres/originelles Denken in der Philosophie durch die fortschreitende Historisierung und Relativierung der sachlichen Ansprüche gefährdet: Historismus und Relativismus, wie er sich bereits nach Hegels Tod ankündigt und Anfang des 20. Jahrhunderts auch in den akademischen Kreisen etabliert, bilden die Zielscheibe ihrer scharfen Kritik. Durch diese Tendenzen kann die Grundidee philosophischer Forschung nicht verwirklicht werden: Erkenntnis der Sache selbst. Trotzdem bestehen Unterschiede in der Auffassung des Sach- bzw. Selbstdenkens.

Schopenhauers Äußerungen zum Selbstdenken sind zwar nur sporadisch, aber dennoch paradigmatisch. Kaum ein Philosoph hat so energisch auf dieser Art des Denkens bestanden. Selbstdenken im Sinne selbstständigen Denkens wird bei Schopenhauer in Opposition zur gängigen Denkpraxis der »Schulphilosophie« genommen, nämlich zu einem immer stärker werdenden Trend, Philosophieren mit der Aneignung und Bearbeitung fremder Gedanken gleichzusetzen. Schopenhauers Meinung dazu ist klar:

Im Grunde haben nur die eigenen Grundgedanken Wahrheit und Leben: denn nur sie versteht man recht eigentlich und ganz. Fremde, gelesene Gedanken sind die Ueberbleibsel eines fremden Mahles, die abgelegten Kleider eines fremden Geistes.⁴

Er wendet sich somit gegen die Hermeneutisierung des philosophischen Denkens, die Tendenz, das Denken durch das Lesen zu ersetzen.

Wie so oft, bedient sich Schopenhauer bei der Erörterung des Unterschieds zwischen Selbstdenken und Fremddenken bildhafter Vergleiche und Metaphern. So zieht er den Vorgang der Nahrungsaufnahme als Vergleichsfolie heran, damit er die unterschiedlichen Vorgänge des Denkens veranschaulichen kann. Zu viel Lesen schade dem Denken, nämlich auf folgende Art und Weise:

[W]ie man durch zu viele Nahrung den Magen verdirbt und dadurch dem ganzen Leibe schadet; so kann man auch durch zu viele Geistesnahrung den Geist überfüllen und ersticken. Denn je mehr man liest, desto weniger Spuren läßt das Gelesene im Geiste zurück: er wird wie eine Tafel, auf der Vieles über einander geschrieben ist. Daher kommt es nicht zur Ruminatio: aber durch diese allein eignet man sich das Gelesene an wie die Speisen nicht durch das Essen, sondern durch die Verdauung uns ernähren.⁵

Selbst die Erfahrung kann das Denken nicht ersetzen. Auch hier wird derselbe Vergleich herangezogen:

4 P II (ZA), S. 538.

5 Ebd., S. 604.

Die reine Empirie verhält sich zum Denken, wie Essen zum Verdauen und Assimilieren. Wenn jene sich brüstet, daß sie allein, durch ihre Entdeckungen, das menschliche Wissen gefördert habe; so ist es, wie wenn der Mund sich rühmen wollte, daß der Bestand des Leibes sein Werk allein sei.⁶

Auch zur Bezeichnung der Vorteile des Selbstdenkens greift Schopenhauer auf organische Metaphern zurück. »So« sei der »Geist« des Selbstdenkens »stark genug«, das den anderen Quellen Entnommene zu bewältigen, »es zu assimilieren, dem Systeme seiner Gedanken einzuverleiben und es so dem organisch zusammenhängenden Ganzen seiner immer wachsenden, großartigen Einsicht unterzuordnen«.⁷ Freilich soll das Wort ›System‹ nicht überbewertet werden, es soll schlicht auf den Zusammenhang hinweisen, in dem sich eigene Gedanken befinden, im Gegensatz zum Sammelsurium von außen zusammengetragener Gedanken, die man in den Schriften anderer Autoren findet.

Des Weiteren schreibt Schopenhauer:

Am allerwenigsten soll man, des Lesens wegen, dem Anblick der realen Welt sich ganz entziehen; da der Anlaß und die Stimmung zum eigenen Denken ungleich öfter bei diesem, als beim Lesen sich einfindet. Denn das Anschauliche, das Reale, in seiner Ursprünglichkeit und Kraft, ist der natürliche Gegenstand des denkenden Geistes und vermag am leichtesten ihn tief zu erregen.⁸

Hier lässt sich eine Parallele zu Husserl ziehen. Denn auch der Begründer der phänomenologischen Philosophie setzte bei der Wesensschau an, der Anschauung dessen, was im Bewusstsein qua Phänomen gegeben ist.

Wenngleich Schopenhauer seine Philosophie nicht in einer eigens dafür verfassten Methodenlehre erläutert hat – es sei denn in gelegentlichen Exkursen, wie in *Die Welt als Wille und Vorstellung*, oder in den *Parerga und Paralipomena* (dort vor allem zu Beginn des ersten Teilbandes des zweiten Teils, im Kapitel mit der Überschrift »Ueber Philosophie und ihre Methode«) –, zeigt er klar und deutlich, womit in der Philosophie angefangen werden soll. Selbst dem sprachmächtigen und geistvollen Stilisten ist es nicht entgangen, dass zum Philosophieren ein methodischer Zugang unentbehrlich ist:

[E]rstlich, daß man den Muth habe, keine Frage auf dem Herzen zu behalten; und zweitens, daß man alles Das, was *sich von selbst versteht*, sich zum deutlichen Bewußtseyn bringe, um es als Problem aufzufassen. Endlich auch muß, um eigentlich zu philosophieren, der Geist wahrhaft müßig sein: er muß keine Zwecke verfolgen und also nicht vom Willen gelenkt werden, sondern sich ungetheilt der Belehrung hingeben, welche die anschauliche Welt und das eigene Bewußtseyn ihm ertheilt.⁹

Das erste Erfordernis mag zwar kein streng methodisches sein – man weiß, dass manchmal selbst die größten Philosophen nicht den Mut hatten, alles zu hinterfragen (man

6 Ebd., S. 543f.

7 Ebd., S. 541.

8 Ebd., S. 543.

9 Ebd., S. 10.

denke etwa an Heideggers Verhältnis zum Nationalsozialismus) –; es spricht eher den Philosophen als den Menschen an. Doch das zweite ist jenes, das die eigentliche Intention des Philosophierens zum Ausdruck bringt: die Problematisierung des Selbstverständlichen. Es sei dahingestellt, ob und in welchem Umfang die Muße zum Philosophieren unentbehrlich sei – sicherlich muss man sich Zeit und Geduld nehmen, wenn man philosophische Probleme adäquat behandeln will. Wie auch immer, die im obigen Zitat angesprochene Hinterfragung des Selbstverständlichen ist ein fester Bestandteil der philosophischen Methodik und – was hier von Belang ist – ein weiterer Berührungspunkt mit der Phänomenologie, welche im Festhalten am Selbstverständlichen eine Eigenheit der »natürlichen Einstellung« erkennt, welche es aus phänomenologischer Sicht zu beheben gilt. Gleichzeitig kann man hier einen wesentlichen Unterschied zwischen Schopenhauer und den Phänomenologen ausmachen: Während diese eine *exoterische* Auffassung der Durchleuchtung des Selbstverständlichen pflegen (ganz im Sinne ihres Schulbegriffs der Methode), hält Schopenhauer *esoterisch* an der genialischen Gabe fest, zur rechten Zeit die rechte Eingebung zu finden und das Wesen der Dinge einzusehen.¹⁰ (Auf diesen Unterschied werde ich noch im abschließenden Abschnitt zurückkommen.)

Schopenhauer nimmt quasi als Advokat des Selbstdenkens bereits vor den Phänomenologen die kritische Einstellung gegenüber dem *Historismus* ein. Auf dem Gebiet der Philosophie bedeutet dies das Zurücktreten des Interesses an rein historischen Zusammenhängen, welche das Werk eines Philosophen mitgeprägt haben, und die volle Konzentration auf die geäußerten Gedanken in seinen Texten. Geschichte und Person werden zur Nebensache, allein der fruchtbare Gedanke und das richtige Argument zählen. Auch hier kommt das Erfahrungsmoment zur Geltung, wie jene Bemerkung bestätigt, wonach »zu Papier gebrachte Gedanken überhaupt nichts weiter« seien »als die Spur eines Fußgängers im Sande: man sieht wohl den Weg, welchen er genommen hat; aber um zu wissen, was er auf dem Wege gesehn, muß man seine eigenen Augen gebrauchen«.¹¹ Hermeneutik liest den Sinn aus solchen Spuren heraus, Phänomenologie des Selbstdenkens fördert dagegen den Blick auf die Wirklichkeit mit eigenen Augen.

Ich greife noch einmal den Begriff des Selbstdenkens auf. Es handelt sich dabei keineswegs um ein ›selbstsches‹, ›selbstherrliches‹ und damit willkürliches Denken, sondern um eines, das auf Distanz zu sich selbst gehen, soll heißen: sich vom eigenen Willen abwenden muss. Die »Selbstverleugnung«, von der Schopenhauer im 30. Kapitel des zweiten Bandes von *Die Welt als Wille und Vorstellung* spricht, nämlich der Umstand, dass man alle Interessen suspendieren muss, falls man die Dinge in ihrem Wesen betrachten möchte, kann daher ebenfalls in die Nähe der phänomenologischen Einstellungsänderung gebracht werden. Es gilt, den Gedanken unter die Lupe zu nehmen, dass unsere Erkenntnis vollkommener und objektiver wird, je mehr unser Selbst als Kern der Per-

10 Vgl. ebd., S. 87: »Um originelle, außerordentliche, vielleicht gar unsterbliche Gedanken zu haben, ist es hinreichend, sich der Welt und den Dingen auf einige Augenblicke so gänzlich zu entfremden, dass Einem die allgewöhnlichsten Gegenstände und Vorgänge als völlig neu und unbekannt erscheinen, als wodurch eben ihr wahres Wesen sich aufschließt. Das hier Geforderte ist aber nicht etwan schwer; sondern es steht gar nicht in unserer Gewalt und ist eben das Walten des Genius.« Lässt sich dies als phänomenologische Maxime umdeuten? Das Problem ist, dass Schopenhauer die Quelle der Inspiration zum Selbstdenken im Augenblick findet, während die Phänomenologen auf der methodisch kontrollierten Herbeiführung der erkenntnisbringenden Situation bestehen.

11 Vgl. ebd., S. 604.

sönlichkeit aus dem Blickfeld der Reflexion gerät. Wesentlich problematischer ist die Identifizierung des Selbstdenkens mit dem Denken für sich, statt für Andere:

Man kann nämlich die Denker eintheilen in solche, die zunächst *für sich*, und solche, die sogleich *für Andere* denken. Jene sind die ächten, sind die *Selbstdenker*, im zwiefachen Sinne des Worts: sie sind die eigentlichen *Philosophen*. [...] Die andern sind die *Sophisten*: sie wollen *scheinen* [...].¹²

(Lichtenberg wird als Repräsentant der ersten und Herder als Repräsentant der zweiten DenkerGattung angeführt – eine Qualifizierung, die man nicht unbedingt mit Schopenhauer teilen muss.) Diese Klassifikation kann natürlich in Frage gestellt werden. Denkt denn nicht auch der Selbstdenker für Andere? Schließlich will er, dass seine Gedanken aufgenommen, weiter gedacht und entwickelt werden und auf positive Resonanz und konstruktive Kritik stoßen. Das ist wieder ein Verständnis des Selbstdenkens, an dem die Phänomenologen näher dran waren – so originell die Gedankengänge eines Philosophen sind, sie müssen sich in die kontinuierliche und langsam fortschreitende Linie einer an der gemeinsamen Sache arbeitenden Forschergeneration einfügen. Man könnte das auch so ausdrücken: Die Selbstdenker denken nicht nur für sich, sondern auch für die anderen, und diese können wiederum ihre Gedanken weiterentwickeln.

Obwohl der Begriff des Selbstdenkens jenes Denken unter sich begreifen soll, das unpersönlich in der Sache selbst aufgeht, bekommt er bei Schopenhauer – wen wundert's?! – eine stark personale Färbung. Schopenhauer stilisiert seinen Selbstdenker als einsamen Wahrheitssucher und -kämpfer abseits des akademischen *mainstream* und erkennt in seinen Antipoden, den Philosophieprofessoren, das Gegenteil davon: sterile und mittelmäßige Verwerter fremden Gedankenguts. So scheint sein Konzept des Selbstdenkens an systematischer Relevanz zu verlieren, wenn es allzu sehr ›privatisiert‹ wird. Schopenhauer hat sich zum guten Teil in der Figur des Selbstdenkers wiedererkannt, daher ist es verständlich, warum sie für ihn so wichtig war. Nichtsdestotrotz sollte sein Konzept des Selbstdenkens nicht ignoriert werden, sondern im Sinne eines auf die Sache selbst eingestellten Denkens beibehalten und gegenüber unproduktiven Denkweisen verteidigt werden. Der Vergleich mit der Phänomenologie soll dies noch stärker hervorheben.

3 Einstellungsänderung in der Phänomenologie

Mit der Phänomenologie als einer eigenständigen Denkrichtung ist nicht nur ein bestimmter, klar umrissener Gegenstandsbereich und ein spezifisch historisches Selbstverständnis verbunden, sondern vor allem die Ausarbeitung einer neuen, produktiven philosophischen *Methode*. Ihr Ideal hat die Phänomenologie in den Methoden der exakt arbeitenden Wissenschaften gefunden, allen voran in der Mathematik, ohne sie einfach zu übernehmen oder zu kopieren. Ausgehend vom Ideal einer methodisch kontrollierten Hinterfragung alltäglicher wie theoretischer Vorurteile und einer ebenfalls methodisch herbeigeführten Sichterweiterung der behandelten Gegenstände und Vertiefung in die sich darbietenden Phänomene, sollte sich die Philosophie aus phänomenologischer Sicht

¹² Vgl. ebd., S. 546.

Schopenhauer und die Deutung der Existenz
Perspektiven auf Phänomenologie, Existenzphilosophie
und Hermeneutik

Regehly, Th.; Schubbe, D. (Hrsg.)

2016, XV, 215 S., Hardcover

ISBN: 978-3-476-02664-4